



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Henrici, Ernst: Deutsche Neger

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Deutsche Neger

Von Ernst Henrici



n der Zeit, wo Amerika seinen Bedarf an Arbeitskräften, besonders für den Plantagenbau, durch Einfuhr von Sklaven deckte, bildete ein Strich an der westafrikanischen Küste die hauptsächlichste Bezugsquelle: die Küste von der Mündung des Amu (Volta) bis nach Lagos hin, also einschließlich des Königreichs Dahome, jenes ganze Gebiet, das wegen des schwunghaften Handels mit „Ebenholz,“ d. h. schwarzen Arbeitern, noch jetzt den Namen Sklavenküste trägt. Dieser Handel mit lebendiger Ware, besonders nach Brasilien hin, reicht bis in die allerneueste Zeit; ich wurde sehr lebhaft daran erinnert, als ich, sieben Tagereisen von der Küste, eine ältere Frau traf, die mich in gutem Portugiesisch anredete und mir erzählte, daß sie in jungen Jahren als Sklavin nach Brasilien verkauft worden und später, von ihrem Herrn freigelassen, in ihr Heimatland zurückgekehrt sei. Bei Lichte betrachtet, hat der Sklavenausfuhrhandel an jener Küste noch heute nicht aufgehört, nur segelt er unter einer andern Flagge. Von jeher war der König von Dahome der größte Sklavenhändler; die Haufen Gold, die kostbaren Elfenbeingeräte, die schweren Seidenstoffe, Perlen und Edelsteine, die im Besitze der königlichen Familie sind, rühren aus dem Menschenhandel her; auch der jetzt lebende König ist dadurch Mehrerer des Reichthums geworden. Das Geschäft wird mit den Portugiesen gemacht, die in Phedá (Whydah), der Hauptreebe von Dahome, fleißig Sklaven „loskaufen,“ um sie in ihre Besitzungen zu führen: nach Angola, Benguela und anderwärts, wo sie in siebenjähriger Arbeit angeblich ihr Lösegeld abarbeiten sollen. Natürlich giebt sich der König von Dahome alle erdenkliche Mühe, möglichst viele Sklaven für den Loskauf bereitzustellen, und hält deshalb fleißig Sklavenjagden ab. So blüht das Ausfuhrgeschäft in „Ebenholz“ nach wie vor.

Es ist kein Zufall, daß gerade von dieser Küste aus die Sklavenausfuhr so reichlich war. Das Volk, das zwischen Volta und Lagos bis etwa acht Tagereisen landeinwärts wohnt, die Ephe (Ephetowo, d. h. Ephemänner, Landsmänner) haben Eigenschaften, durch die sie in hohem Maße wertvoll

werden. Ihr Charakter, ihre Lebensweise und, wenn man es so nennen will, ihre Geistesbildung sind in hohem Grade anziehend, und für uns umsomehr, als etwa die Hälfte des gesamten Ephenvolkes jetzt unter deutschem Schutze steht. Die deutsche Togokolonie dehnt sich, trotz der kurzen Küstenstrecke, über die sie verfügt, keilförmig nach innen aus, sodaß sie schon drei Tagereisen von der Mündung des Volta diesen Fluß erreicht, der von da an die Grenze des Gebietes bildet. Ein kleiner Teil des Ephenvolkes bewohnt englisches Gebiet und gehört zur Goldküstenkolonie, ein noch kleinerer Teil wohnt in der französischen Kolonie Grand-Popo, und der Rest bildet die Bevölkerung des großen und gefürchteten Königreiches Dahome.

Die deutschen Epheneger sind also genau dasselbe Volk wie die Dahomeleute; ihre Dialekte weichen nicht mehr von einander ab, als etwa westfälisches und pommersches Plattdeutsch, und ich habe die Dahomeleute ohne Mühe verstanden, obwohl es für den Ausländer bekanntlich bedeutend schwerer ist, einen Dialekt zu verstehen, als für den Einheimischen. Und wie die Sprache bei den Negern der deutschen Togoküste und in Dahome, so sind auch Volkscharakter und Kultur dieselben. Das aber ist hervorzuheben: nicht die Epheneger, die den südlichen Teil der Togokolonie bevölkern, sind um ihrer Einheit mit den Dahomeleuten willen als kriegerisch und wild zu betrachten, sondern die Dahomeleute sind vielmehr an sich ein friedfertiges und fügsames Volk; nur durch Ausnutzung ihrer großen Fügsamkeit ist es eben den Despoten von Dahome möglich gewesen, ihre Gewaltherrschaft aufzurichten und in Kriegen große Massen des Volkes in Kampf und Tod zu hegen: die Leute betrachten es als unabwendbares Schicksal und ergeben sich darein. Was der Islam als Religionslehre ausspricht, den Fatalismus, ihm ergiebt sich dieses Volk durch den Instinkt des Blutes.

Das ganze Ephenvolk ist als ein im Grunde friedfertiges zu bezeichnen, und wenn ein Stamm davon eine Ausnahme macht, so ist es der ursprünglich am Volta angefessene Stamm der Anlo viel eher als die Dahomeleute. Die Anlo überragen ihre übrigen Volksgenossen ganz merklich an Körpergröße und Kraft; Gestalten von sechs Fuß Höhe sind unter den Männern nicht selten. Durch ihren mehr kriegerischen Sinn und eine gewisse Abneigung gegen Seßhaftigkeit sind sie zu Karawanenhändlern und Straßenräubern geworden. Das ist der Grund, weshalb die englische Regierung der Goldküstenkolonie gegen sie einschreiten mußte. In zwei blutigen Kriegen, 1881 und 1889, wurden sie größtenteils vom englischen Gebiete vertrieben und auf deutschen Boden gedrängt. Die furchtbaren Verluste, die sie vor zwei Jahren vor den englischen Maximkanonen erlitten, obwohl sie selbst mit Snider-Hinterladern vortrefflich ausgerüstet waren und gute Schützen sind, haben bisher noch insoweit vorgehalten, daß sie sich auf deutschem Boden einstweilen ruhig verhalten. Daß sich aber ihr König Tenge in Agbaladome, dem großen, auf deutschem

Gebiete gelegenen Kriegsorakel des Ephemvolkes niedergelassen hat, deutet nicht gerade auf friedliche Absichten; und im engsten Verkehr mit Tenges Kriegern und seinem Feldhauptmann Bogo, die sich in unmittelbarster Nähe meiner Station angebaut haben, gewann ich die Überzeugung, daß auch die deutsche Verwaltung eines Tages gegen sie wird Gewalt brauchen müssen: fingen sie doch schon im März dieses Jahres an, wieder Mut zu Plünderungszügen zu bekommen. Die organisirte Kriegerschar beläuft sich auf etwa fünfhundert Mann.

Abgesehen von diesem zu Gewaltthätigkeit geneigten Stamme ist aber das Volk in hohem Maße friedfertig, und wenn unter ihnen von Kriegen die Rede ist, so hat man darunter nur Schlägereien verschiedner Dörfer zu verstehen bei denen der Strauß mit Knütteln ausgefochten, dann und wann auch fleißig mit Steinschloßgewehren geknallt wird, in der Regel aber kein Blut fließt. Zu ernstern Kämpfen kommt es nur gegen Räuberbanden, die, meist vom Norden, aus Asante oder der Gegend von Salaga kommend, leider eine Geißel der friedlichen Bevölkerung sind; ich selbst habe zweimal gegen solche zu fechten gehabt, um meine Leute zu schützen. Die Friedfertigkeit des Ephemvolkes steigert sich solchen Banden gegenüber geradezu bis zur Feigheit, sodaß sich ganze Städte vor Banden, die nur aus zehn bis zwölf Mann bestehen, in die Wälder flüchten. Stehen die Leute aber unter der Führung eines Weißen, so halten sie tapfer Stand, und ich habe einmal ihre Ruhe geradezu bewundert, als wir einer großen Überzahl gegenüber unter ein heftiges Feuer genommen wurden, bei dem meine sämtlichen Leute verwundet wurden; gewankt hat keiner vor der Räuberbande, sodaß wir sie warfen und mehrere fingen. In solchen Stunden bekommt man Proben von der Treue der Schwarzen, die im allgemeinen sonst mehr Dichtung als Wahrheit ist. Sie können sich sehr wohl im Kampfe opfern, auch schwere Strapazen und Entbehrungen für ihren Herrn aushalten, wenn nur nicht der allen Negern eigne Wankelmuth oder die Laune, wie man es nun nennen mag, so oft einen Streich spielte. Fällt es ihnen plötzlich ein, so gehen sie Knall und Fall davon; und fragt man sie, aus welchem Grunde, so wissen sie keinen anzugeben: es ist eben ein Einfall, nichts weiter; diese hervorstechende Neigung des Negers zu „Einfällen“ ist für sie eben so charakteristisch, wie ihre schwarze Haut.

So lange er aber keinen solchen Einfall hat, ist der Ephemmann willig und fügsam, schleppt die schwersten Lasten, hungert, durstet und singt dabei. Er ist zufrieden mit einem Stück in Asche gerösteter Yamswurzel, wozu er gern eine unheimlich große Dosis roten Pfeffers genießt. Hat er es, so ißt er Fleisch in großen Mengen: Hühner, Schafe, Ziegen, Schweine, wobei er redlich mit seinen Kameraden teilt. Es wäre nicht zutreffend, wenn man diese Schwarzen mäßig nennen wollte, denn wenn sie es haben können, sind sie Feinschmecker und Vielesser, sogar Freßer; aber Hunger und Durst beeinträch-

tigen ihren guten Humor doch lange nicht in dem Maße, wie den Europäer. Besonders möchte ich hervorheben, daß die philanthropischen Bemühungen, den Branntwein von Afrika fern zu halten, sehr nach dem grünen Tische schmecken, denn die Ephelente, ebenso wie die meisten wirklichen Negervölker, sind lange nicht so sehr dem Trunke ergeben, wie manche „Kulturvölker“; und gerade was die Branntweinsperre betrifft, so wird damit gar nichts ausgerichtet, da der Neger selbst den viel gefährlicheren Palmwein bereitet. Man sieht wohl Betrunkene, doch meist im Palmweirausch; jedenfalls ist Trunksucht nicht als ein Nationallaster des Negers zu bezeichnen.

Was den Europäer im Verkehr mit allen Negern, sogar oft den europäisch gebildeten, am unangenehmsten berührt, ist seine Neigung zu Lüge und Diebstahl. Für den Unterschied zwischen wahr und unwahr hat er gar kein Verständnis, und für den zwischen mein und dein nur dann, wenn er fürchtet, beim Stehlen abgefaßt und mit einer Tracht Prügel bedacht zu werden. Prügel sind überhaupt fast das einzige Mittel, Unarten und Unredlichkeiten zu verhindern und zu strafen, obwohl dann und wann auch ein Neger zu finden ist, der wirklich Ehrgefühl besitzt. In diesem Punkte hat sich übrigens der Islam in hohem Maße kulturförderlich bewiesen: er ist es, der den Schwarzen zu Ehrgefühl erzieht. Vom Ephevolke sind aber bisher nur vereinzelte von durchziehenden Hauffahändlern zum Glauben des Propheten bekehrt worden; doch hat sich die zusammenhängende Macht des Islam von Norden her immerhin bis in die Nähe des Ephevolkes vorgeschoben und auch dieses schon beeinflusst. Das macht sich namentlich in der Kleidertracht geltend, worin mehr und mehr die Mohammedaner nachgeahmt werden. Auf diesem Wege schreitet überhaupt der Islam vor: der Mohammedaner kommt als Händler, in reicherer Tracht, und diese auch für sich zu erlangen, trachtet der heidnische Neger zuerst; mit den Kleidern fängt es an, mit dem Koran hört es auf.

Man pflegt den Neger faul zu nennen, und man hat damit Recht, aber auch Unrecht. „Wie ein Neger arbeiten“ ist von alters her eine sprichwörtliche Redensart, und in der That leistet die Ausdauer des Negers Arbeiten, die kaum irgend ein anderer Arbeiter verrichten könnte. Er schafft auf seinem eignen kleinen Jams- oder Maisfelde, in seiner Ölpalmpflanzung oder marschirt mit einer Zentnerlast auf dem Kopfe fast unmenschlich, ohne daß ihn jemand treibt; zu solcher Arbeitsleistung kann ihn der Weiße auch ohne Zwang oder Schnapsspenden heranziehen. Aber es fehlt ihm die Stetigkeit der Arbeit; er bekommt einen seiner Einfälle, wirft die Arbeit hin, sie mag für einen fremden Herrn sein oder seine eigne, und legt sich ein paar Wochen auf den Rücken, bis er alles aufgezehrt hat. Dann greift er wieder zu und arbeitet wie — nun eben wie ein Neger. Ihm fehlt in seiner reichlich spendenden Natur noch der Gedanke an die Zukunft, und das „Sorget nicht für den andern Morgen“

übt er in wahrhaft verblüffender Weise. Die Zeit kennt er überhaupt nicht, kann auch nicht begreifen, warum der Europäer eifertig ist: als ob nicht morgen auch die Sonne aufginge! In der Sprache der Ephe giebt es auch für gestern und morgen nur ein Wort.

Was mich persönlich am Neger und auch an unsern sonst gutmütigen Epheleuten am unangenehmsten berührt, ist die herzerreißende Grausamkeit gegen Tiere. Nicht eine Spur von Gefühl legen sie gegen andre Geschöpfe an den Tag. Schildkröten, die sie braten wollen, legen sie mit dem Schild auf leichtes Grasfeuer; das bißchen Gras verpufft schnell unter dem erbärmlich zappelnden Tier, ein neues Häufchen wird angezündet, und die Qual des armen Tieres dauert minutenlang, bis es getötet wird. Dann verzehren sie es halb roh. Die Barbarei zu schildern, mit der sie Hühner behandeln, ehe sie sie töten, sträubt sich die Feder; daß sie das Tier in brühendes Wasser stecken und noch bei lebendigem Leibe zu rupfen beginnen, ist noch nicht das Ärgste. Sonderbarer Widerspruch der Natur! Diese selben Leute glauben an Seelenwanderung, und daß in jenem gequälten Huhn vielleicht die Seele eines verstorbenen Verwandten lebe; sie tauchen ihm, bevor die jammervolle Abschachtung beginnt, den Schnabel noch in Wasser, damit die Seele auf der weiten Reise zu Gott nicht verdürste! Man muß diese stumpfsinnige Barbarei geradezu als einen Mangel in dem Hirn dieser Menschen betrachten.

Derselbe Widerspruch zeigt sich aber auch toten Menschen gegenüber. Verstorbene gegenüber herrscht große Pietät, sogar eine Art Ahnenkultus; und vor den Geistern der Verstorbenen hegt man eine gewisse Furcht, die dazu führt, daß Groß und Klein in wahrhaft kindischer Angst es meidet, nach Dunkelwerden durch den Wald zu gehen, wo die Toten begraben werden. Mindestens gehen sie nur zu zweien, denn *ame deka meñon*, sagt ihr Sprichwort: „Ein Mann ist schlecht.“ Und doch gehen sie mit den Leichen getöteter Feinde entsetzlich um; es gilt als recht, daß man ihnen wenigstens den Kopf abschneide. Ein mir befreundeter Häuptling pflegte sich solche Köpfe stets auf den Tisch zu stellen, sodaß in seinem Hause zeitweilig ein entsetzlicher Geruch herrschte. War endlich nur noch der fleischlose Schädel übrig, so sägte er die Hirnschale ab und schlürfte mit wahrhaft kindischer Freude seinen Palmwein daraus.

Die Geistesbildung des Ephevolfes äußert sich, wie es auf einer solchen Kulturstufe nur geschehen kann, mehr in ihrer ganzen Lebensweise, als in thatfächlichen Geisteswerken, obwohl es an solchen durchaus nicht fehlt. Die Intelligenz und die überlieferte Kenntnis eines Volkes treten zunächst und am alltäglichsten in seinem wirtschaftlichen Leben hervor. Und da zeigt sich uns der Ephe neger als seßhafter und fleißiger Ackerbauer, als geduldiger Fischer und an der Küste als mutiger Seefahrer, der sein Boot geschickt durch die gefährliche Brandung zu bringen weiß. Aber ist ein Teil des Volkes auch

emfig bemüht, dem Boden die Frucht abzunehmen, und halten sie auch mit Buschmesser und Hacke unter Schweißströmen ihre kleinen, aber ergiebigen Farmen rein, so lebt doch eine unbefiegbare Neigung zum Handel in dem ganzen Volke. Händler werden ist ihr letztes Ziel, und oft genug werfen sie gutbezahlte Arbeit bei den Europäern hin, kaufen ein paar Sachen auf den Faktoreien — Tabak, Kattun, Rum, Pulver u. dgl. —, laden sich die schwere Last auf den Kopf und gehen in den „Busch,“ d. h. ins Innere, um Öl oder Gummi dafür bei den Bauern zu lösen und zur Küste zu schleppen. Die Mühseligkeit ist größer, als die Arbeit am Ort, aber sie reisen über alles gern.

Trotz dieser Neigung fehlt es nicht an Kunstsinne im Volke, und fast könnte man versucht sein, von Künstlerlehre oder mindestens Handwerkerlehre zu sprechen. Die Schmiede und Weber besonders sind stolz auf ihre Kunst und geben sie nur selten auf, um einen Handel zu beginnen. Die Schmiedearbeiten — Schwerter, Dolche, Glocken, Geräte — zeigen aber auch nicht nur Geschick, sondern auch guten Geschmack; dasselbe gilt in noch höherm Grade von der Weberei, bei der meist einheimisches, seltener europäisches Baumwollgarn verwendet wird. Die Töpferei, die überwiegend von Frauen betrieben wird, liefert oft geradezu künstlerische Erzeugnisse, obwohl die Epheleute die Töpferscheibe nicht kennen. Da werden Teller und Schüsseln, hohe Öllampen, Wasser- und Palmweintöpfe geformt und gebrannt: nur das Glasieren kennen sie noch nicht. Auffällig ist die Form dieser Geräte: es zeigen sich keine Anlehnungen an modern europäische Formen, sondern vielmehr dieselben Gestalten, wie im alten Ägypten und Griechenland; das altgriechische Muster tritt besonders deutlich an den hohen Öllampen und den kraterengleichen Öl- und Palmweinkrügen hervor. Nimmt man hierzu die Thatsache, daß auch der sehr einfache und praktische Webstuhl dem altägyptischen gleicht, so ergibt sich schon daraus ein weitgegangener Kultureinfluß von Ägypten durch den Sudan hindurch, der vor Jahrtausenden stattgefunden hat. Eine zweite großartige Kulturwanderung von Ägypten durch den Sudan nach Südwesten hat seit Jahrhunderten der Islam angetreten.

Neben dem Kunstgewerbe tritt stellenweise eine Art von Baukunst hervor. Im allgemeinen wohnt das Ephevolk in kleinen Lehmhütten, die mit Gras gedeckt werden. Es ist aber bemerkenswert, daß die Epheleute, ebenso wie ein Teil der Asante und Fanti, nicht runde Hütten bauen, die einen einfachen runden, zeltartigen Aufbau des Daches aus dünnen Stäben und Gras gestatten, sodaß das Ganze ein etwas vervollkommnetes Zelt darstellt, sondern daß sie vielmehr vierseitige Häuschen aufführen, mit Dachfirzbalken und abgesehrägten Giebeln. In diesen Häusern tritt in manchen Ortschaften schon ein unzweifelhafter Kunstsinne hervor; denn wie Weberei, Töpferei, Schmiedekunst, Lederarbeiten an einzelnen Orten herkömmlicherweise mit Vorliebe getrieben werden, so wenden andre ihre ganze Sorgfalt auf den Häuserbau und in

Verbindung damit auf eine freilich noch sehr urwüchsigte Wandmalerei. Das Haus der Ephemelute zeigt oft eine nach vorn offene Vorhalle oder Veranda, die bei längern Fronten durch viereckige Pilaster gestützt ist. Diese, wie auch die Wände werden aus Lehm über einem leichten Holzgerüst hergestellt. Man hat in dieser Pilasterordnung zweifellos eine Nachahmung des Faktoreistiles zu erkennen; aber der Neger hat ihn in eigentümlicher Weise und seinem Baumaterial entsprechend zu verwerten gewußt. Namentlich tritt dieser Stil an den sogenannten Palaverhallen auf, öffentlichen Gebäuden, die am freien Hauptplatz der Stadt stehen und dazu dienen, Gerichtssitzungen und Beratungen abzuhalten; doch nehmen die Beratenden gewöhnlich nicht in, sondern vor der Halle unter einem Schattenbaume Platz, sodaß die Halle mehr als Zierde der Stadt dient. Diese Hallen sind oft dreißig Fuß und darüber lang bei einer Tiefe von etwa zehn bis fünfzehn Fuß; im allgemeinen hält man das Maß so ein, daß sich Länge und Tiefe verhalten wie zwei zu eins. Die etwa zwei Fuß starken Pilaster haben Abstände von acht bis zehn Fuß, und genau hinter den Lücken von je zweien ist die Rückwand des Gebäudes von Fenstern durchbrochen. Die Höhe der Hallen ist sehr verschieden; manchmal zeigen sie nur eine Pilasterhöhe von sechs bis acht Fuß, oft aber steigen sie bis zu zwanzig Fuß empör. Der Architrav ist gewöhnlich nur ein bearbeiteter Baumstamm; häufig aber wird auch eine Decke von dünnern Stämmen darüber gelegt, darauf ein Architrav aus Lehm hergestellt und dann die untere Fläche der tragenden Stämme gleichfalls mit Lehm beworfen. Das ganze Gebäude wird endlich noch mit feinem Thon gepuzt und mit Wasser abgerieben, sodaß völlig glatte Wände entstehen, von denen der Regen abfließt, ohne das Mauerwerk beschädigen zu können. Das Dach fällt bei geringerer Tiefe der Halle einseitig nach hinten ab; bei größerer Tiefe aber baut man ein Siebeldach und deckt es wie immer mit langem Savannengras und Binsen.

Die Wände der vornehmen Häuser werden innen und außen mit schwarzer, aus Ruß hergestellter Farbe getüncht und darauf oft Malereien angebracht. Als Farben dienen dabei für weiß Kreide, für gelb und rot Ocker, für schwarz Ruß, und diese Farben werden mit einem kleinen Zusatz von fettem Thon angerührt. Blau habe ich für Wandmalerei nie gefunden, denn die einzige blaue Farbe, die diese Neger selbst bereiten können, Indigo, läßt sich für Wandmalerei schlecht verwenden und dient daher nur zum Färben von Garn im Gespinnst und fertig gewobenen Tüchern. Gegenstände der Malerei sind einesteils symmetrische Figuren, namentlich aus bunten Dreiecken zusammengesetzt, die durch die Diagonalen von Quadraten und Oblongen hergestellt werden, wie es besonders bei der Bemalung ihrer kleinen hölzernen Thüren geschieht; andernteils auch Tier- und Menschengestalten. Die Menschen, meist breitbeinig von vorn gesehen, fallen selten gut aus, dagegen erreichen die Darstellungen von Tieren oft eine hohe Naturwahrheit. Ich sah einmal eine ge-

streckte Antilope auf einer Hauswand in gelb und weiß dargestellt, die wirklich als künstlerisch schön bezeichnet werden konnte: nicht wie eine getuschelte Fläche erschien das Bild, sondern mit einer kräftigen Schattenanlage der tiefern Partien, auch selbst der Rippen. Weniger künstlich sind die Erzeugnisse der Plastik, die durchweg Götter- und Ahnenbilder darstellen, also im Dienste des Kultus geschaffen sind. Es sind platt auf der Erde sitzende Gestalten, der Rumpf unverhältnismäßig groß und nichts als eine Cylinderform, auf der mit sehr kurzem Hals oder auch ganz ohne diesen der Kopf sitzt. Die kurzen Beine, eigentlich nur eine Andeutung von Beinen, sind gerade nach vorn gestreckt, die kümmerlichen Arme, fest an dem Rumpf liegend, erreichen trotz der sitzenden Stellung noch nicht den Boden und schneiden etwa da ab, wo der Rand des Beckens sein müßte. Am besten gelingt den „Bildhauern“ an diesen aus Lehm, Thon oder weichem Holz gearbeiteten Bildwerken noch der Ausdruck des Gesichtes, an dem das Auge recht hübsch durch geschickt ausgewählte Naurimuscheln dargestellt wird.

(Schluß folgt)



## Die athenische Staatsverfassung

nach der wiederaufgefundenen Schrift des Aristoteles

Von F. Knoke

(Schluß)



Nachdem Aristoteles mit der Darlegung der drakontischen Verfassung zu Ende gekommen ist, fährt er fort: „Nach wie vor aber mußten die Leute mit ihrem Leibe für die Schulden haften, und das Land blieb in den Händen weniger.“ In der ihm eignen vornehmen Weise spricht er auch hier ein großes Wort gelassen aus. Es enthält jedoch eine scharfe Beurteilung der ganzen bisherigen Gesetzgebung. Denn daß Dracon bei aller seiner staatsmännischen Thätigkeit kein Mittel gefunden hatte, dem sozialen Elende zu steuern, darin liegt der große Fehler dieses Mannes. Es ist der große Irrtum, der darin besteht, daß man meint, mit dem Strafrecht in der Hand die Schäden der Welt heilen zu können, derselbe Irrtum, der zu allen Zeiten, insbesondre auch in unsern Tagen soviel Unheil angerichtet und die Menschheit über ihre wahren Aufgaben so lange getäuscht hat.